

Christian Schüle

Heimat

Ein Phantomschmerz

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



© 2017 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Lektorat: Nadine Lipp
Covergestaltung: Jorge Schmidt, München
Coverabbildung: © AKG-Images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-27712-6

2 4 5 3 1

Inhalt

I

Konstruktion der Heimat.
Sehnsucht und Sicherheit

9

II

Politik der Heimat.
Grenzverlust und Heimatschutz

69

III

Zukunft der Heimat.
Integrität und Identitäten

151

Auf einmal jedoch, entgegen meiner inneren literarischen Absicht, ruft der schwarze Hintergrund des Himmels im Süden dank einer wahren oder auch falschen Erinnerung einen anderen Himmel in mir wach, den ich vielleicht in einem anderen Leben erblickt habe, hoch im Norden, mit einem kleineren Fluss, mit traurigem Schilf und ohne jede Stadt. Ohne dass ich wüsste, wie, treibt mir eine Landschaft für Wildenten durch die Phantasie, und mit der Klarheit eines sonderbaren Traumes fühle ich mich dieser imaginären Landschaft ganz nahe.

*Fernando Pessoa,
Buch der Unruhe, Fragment 51*

I

Konstruktion der Heimat. Sehnsucht und Sicherheit

Magie der Kirchturmglöcken

Als stünde ich wieder am Ufer des Sees. Als sähe ich vor mir die Zinnen und Recken, die Grate und Täler, als fühlte ich die Erhabenheit und Grandezza der Alpen. Als röche ich die Erde, den Boden, den Atem der Algen. Als zögen Nebelschwaden übers Seewasser. Als spürte ich die Fülle des Wohllauts in der Stille des Moments.

Und weiter. Als täte man all das wieder und aufs Neue. Als wiederholte sich die Wiederholung der Wiederholung. Als übersetzte sich Vergangenes in Gegenwart, um gegenwärtig vergangen zu sein. Als riefte etwas: Komm heim! Zwei-, vier-, siebenmal. Nicht um Stunden geht es, nicht um die Uhr. Es geht nicht um die Verabredung einer zählbaren Einheit. Es geht um eine andere Zeit, um die Nicht-Zeit.

Die Kirchturmglöcken schlagen, ihr Klang liegt überm Land. Jenes Land, jenes *eine*, so fern, so weit von diesem Landstrich entfernt, gerade nun, da die Lider herabfallen, mitten in Tokio oder New York oder Rosenheim oder Husum, einerlei, just hier und jetzt ersteht jenes von Kirchturmglöckenschlägen eingeläutete, durch Alpen und See choreografierte Land der eigenen Kindheit innerlich auf. Die Grenze zwischen Individuum und Welt löst sich auf, als verschmelze man mit jenem in diesem Moment gar nicht vorhandenen Land. Unter tausend Kirchturmglöckenschlägen würde man jetzt *seine* Glocke heraushören. Das gemähte Gras *seines* Nachbarn riechen. Das Land erinnern, als sei es *sein* mit einzigartiger Luft gefüllter Lebensraum.

Die Bindung an den Ort des eigenen Ursprungs – der ebenso gut die Plattenbausiedlung einer Metropole, die

Straßenschlucht einer Großstadt oder die Leere einer Mark sein kann – ist mehr als ein Glaube, mehr als Rückbindung, mehr als persönliche Religion. Mit dem Klang *meiner* Glocke aus *meinem* Raum breiten sich dessen Umstände in mir aus. Ich spüre die Verwurzelung meines Körpers in einem bestimmten Boden, und der Kirchturmglockenklang korrespondiert mit einem Gefühl, das diebstahlsicher im Archiv des eigenen ICHs verwahrt ist.

Als wäre es die Grundmelodie meiner selbst. Als reproduzierte das Gehirn stets aufs Neue ein übersinnliches Sein im profanen Dasein, das längst vergangen scheint in einem Leben, das, wie jedes Leben, immer am Vergehen ist. Als reduzierte es dieses Leben, das viele Jahrzehnte fern dieses Orts vonstattenging, auf einen einzigen akustischen Reiz. Als holte es den Ort, das Land und Leben hervor und speiste es in den Strom der Gegenwart ein. Eingeschrieben hat sich ein Bild, das man nie wieder verlieren wird, und die Frage ist von nun an, ob der Mensch direkt oder indirekt sein Leben lang nach dessen Spuren sucht. Wohin der Weg auch führt, das Bild ist immer schon da. Als wäre das Leben die Erinnerung an es selbst.

Und dann reist man im Geiste zurück, kehrt heim, geht wieder die Wege seiner Kindheit, und es offenbart sich etwas Unerklärliches: Vertrautheit, Vertrauen, Frieden, während in der anderen, der realen Welt die Menschen sich zerfetzen, zerstören, vergewaltigen, vernichten. Dieses Gefühl der Zerrissenheit in Herkunft und Dasein, in Nicht-Ort und Ort, bleibt, solange das eigene Leben sich an den Kirchturmglockenschlag erinnern lässt. Man kann es Geborgenheit nennen. Man könnte dazu Heimat sagen.

Die Gretchenfrage der Epoche

Heimat schmerzt, wenn man sie verloren hat. Heimat schmerzt, wenn man sie aufgeben muss. Heimat schmerzt, wenn man ihr wahllos ausgesetzt ist. Heimat schmerzt, weil sie womöglich eine Chimäre ist, weil es Heimat vielleicht gar nicht wirklich gibt, obwohl jeder eine eigene zu haben glaubt. Der Zusammenhang zwischen Heimat, Herkunft und Identität betrifft jeden, weil jeder für seine Identität Heimat und Herkunft braucht und einen Staat dafür nicht nötig hat. Jeder wurzelt in einem Boden. Jeder bezieht sich auf eine Gruppe. Jeder kommt aus einer Familie. Jeder lebt in einem Umfeld, ist auf Sicherheit und Vertrauen angewiesen. So ist der Mensch. Nicht alle haben eine explizite Heimat, obwohl alle eine explizite Herkunft haben (und nicht immer ergibt heimatliche Herkunft zugleich eine abrufbare Identität, wenn Identität überhaupt etwas abrufbar zur Verfügung Stehendes ist). Kaum etwas eignet dem mit Fantasie- und Vertrauensfähigkeit begabten Individuum mehr, als sich Heimat zu erträumen und sich am Phantomschmerz ihrer Abwesenheit wahlweise zu erfreuen oder darüber zu verzweifeln.

Jahrzehntelang war »Heimat« in Deutschland ein kontaminierter Begriff mit dem Geschmack von Blut-und-Boden-Bitterkeit und dem Geruch von Rassenreinheit. Heimat war verdorben, das Denken an Heimat vergiftet, eine schwärende Wunde; jedes Ansinnen von Heimatverklärung unterlag dem Verdacht auf schwimmeligen Revisionismus. Der Gestank alles Heimatlichen war einer der nachhaltigen Siege der völkischen Blut-und-Boden-Apologeten, die Volk und Rasse topografisch radikalisierten, geografisch definierten und das Nationale mit dem Sozialistischen unheilvoll

vermählten. Die Gleichsetzung von Heimat mit Ausgrenzung, Folter, Mord, Totschlag, mit Verwesung, Vernichtung und Vertreibung ist das nicht vergehende und vermutlich unvergängliche Wahnsinns-Werk des Dritten Reichs.

Und heute, hier und jetzt? Die Jahre 2015 und 2016 haben die durch ihre beständige Globalisierung aufgeblähte und ins Unermessliche vergrößerte Welt auf eine existenzielle Monade reduziert, indem sie den Bürgern Deutschlands und der Europäischen Union eine denkbar schlichte Frage vor Augen geführt hat: Wie hältst du's mit der Heimat? Direkt oder als Teilnehmer einer demoskopischen Stilübung wurde niemand gefragt, aber die plötzliche Ankunft millionenfach Geflüchteter auf deutschem (wie europäischem) Boden warf und wirft in Gestalt jedes einzelnen dieser Fremden die Frage nach dem Eigenen auf, nach Wert und Konstruktion dessen, was der Sprachgebrauch als »Heimat« kennt. Mit dem Fremden kommt – jenseits kultureller oder politischer Wertung gesprochen – das Unheimliche ins Heimelige. Das Fremde definiert sich durch seine Un-Heimlichkeit: Durch die Absenz von Heim und Haus, durch den Mangel an oder den Verlust von Heimlichkeit, die ja nichts anderes ist als anheimelnde Geborgenheit einer friedamen Gemeinschaft.

Die Frage nach der Bestimmung von Heimat ist eine der schwierigsten, obwohl sie so leicht zu beantworten scheint. Wer das Verhältnis zur Heimat erfragt, thematisiert immer einen Sachverhalt, der logisch und rational nicht erklärbar ist. Heimat lässt sich begrifflich nicht erschöpfend fassen und nur durch ein aufgespürtes Gefühl behaupten. Man könnte nicht sagen: Dies oder jenes ist exakt das, was meine Heimat ist. Das Nachdenken über unsere ewige Sehnsucht nach Heimat ist also Begehren und Entwurf zugleich. Ein psychologisches, philosophisches, kulturelles, politisches

Konzept aus Erinnerung, Wahrnehmung, Ich-Bewusstsein, Gemeinschaft, Sprache und Sitte.

Im verstaubt klingenden, aus dem Archiv abgelegter Ideen hervorgekramten Wort »Heimat« sind mit einem Mal die drängendsten Probleme unserer Tage kurzgeschlossen: Herkunft, Bleiberecht, Wanderung und vor allem das Streben nach Zugehörigkeit, Schutz und Sicherheit. Im Begriff Heimat verstecken sich Theorien zu Inklusion, Integration und Assimilation und neuerdings wieder der politische Anspruch auf »echtes« Volkstum, »wahre« Kultur, ethnische Homogenität und kollektive Identität. Das Wort »Heimat« ruft nach seiner Verklärung durch Nationalisten und seiner Vergiftung durch Nationalsozialisten zur Entgiftung und Klärung auf. Es erfordert Besinnung und fordert zur Reflexion heraus, weil im Konzept der Heimat Geschichte und Gegenwart nicht immer berechenbar abgemischt sind und niemand die *Qualität* dieser Verbindung vorhersagen kann.

Eine Re-Romantisierung von Heimat und Natur ist dieser Tage ebenso festzustellen wie die nostalgiesatte Verklärung der Boden-Scholle als Frontabschnitt im Kampf der Kulturen. War die Heimattümelei der Deutschen Romantik als Epoche ab 1800 eine trotz aller Poesiebehauptung auch politische Antwort auf den abstrakten Rationalismus, auf die sittliche Verstocktheit, Altersspießigkeit und Neigung der damaligen Ära, allem einen Anfang und ein Ende zuzuordnen, versucht das neo-romantische Denken *unserer* Tage im Zuge der Entgrenzung des Raums durch Globalität und Digitalismus, durch Heimat Halt und Haltung neu zu definieren. Das ist nicht ohne Gefahr für Europa als Lebensraum und Idee.

Die Europäische Gemeinschaft (und heute Europäische Union) war und ist der Versuch, getrennte, benachbarte, einander feindselige Heimatblöcke zu überwinden, eine ge-

meinsame neue Heimat zu schaffen. Die einseitige Begründung dieser Idee mit Handelsfreiheit rächt sich heute und zwingt zur Erkenntnis, weder emotionale Bindekraft noch ideellen Überbau zu haben. Wohin sind wir mit alledem gekommen? An einen Kristallisationspunkt? Vieles, wenn nicht alles steht auf dem Spiel. Auch wenn Stilisierung und Dramatisierung, die wohlfeil gewordene Rede vom Ende der Welt, die Anrufungen des Luziferischen, all die Präfigurationen des Apokalyptischen und Flakfeuer der Katastrophik, gefährliche Versuche zur Revitalisierung der eigenen Komfortzone sind, werden die Karten offenbar neu gemischt. Ein Spiel ist das freilich nicht mehr; etwas Großes ist in Bewegung gekommen, und alle sind gezwungenermaßen auf der Wanderschaft, durch Außen- wie Innenräume.

»Heimat« ist wieder en vogue und ein Motiv für politische Moden. Nah an der beschworenen Liebe zur Heimat entlang verlief zum Beispiel im Sommer 2016 die Frontlinie des mecklenburg-vorpommerischen Landtagswahlkampfes, als sowohl die SPD als auch die CDU, vor allem aber die AfD mit verschiedenen Assoziationen des Satzes »Für die Heimat« um Zustimmung und Stimmen warben. Ähnlich war dies bei der Neuauflage des Bundespräsidentenwahlkampfes in Österreich zu beobachten, in dem sowohl der als rechtspopulistisch bezeichnete FPÖ-Kandidat Norbert Hofer als zu gleichen Teilen auch der ehemalige Grüne Alexander van der Bellen – für den TV-Spot ins alpine Hochland platziert – ein Bundespräsident »für die Heimat« werden wollten. Und zur Landtagswahl in Rheinland-Pfalz im Frühjahr des Jahres sah man in zweiminütigen Wahlfilmchen, wie eine offenbar höchst naturverbundene CDU-Spitzenkandidatin Julia Klöckner mit ihrem Pudel über Wiesen und durch Auen spazierte und, in die Knie gehend, das Hündchen knuddelte, wozu ihre zarte Stimme aus dem Off

erzählte: »Menschen brauchen Boden unter den Füßen. Erdung und Verwurzelung, Fortschritt und Tradition schließen sich nicht aus, schon gar nicht bei uns in Rheinland-Pfalz.« Schnitt. Dann saß Klöckner auf einem Traktor und stutzte schließlich Äste der Reben im Weinstock. »So bin ich von zu Hause geprägt, so mache ich Politik.« Die politische Botschaft dieser Inszenierung eigener Verheimatung: Ich will die Einführung eines Landesfamiliengelds. Die Überzeugung der Kandidatin: »Dass Jung und Alt die Generationen zusammenhalten, das ist mir wichtig. Wir brauchen eine Hand, die uns hält, wenn wir ins Leben gehen, und eine, die uns stützt, wenn wir älter werden.« Schnitt. Dann sie im Dienstwagen. »Auf mich können Sie sich verlassen.«

Im vergangenen Herbst schließlich legten Politiker der CSU und der sächsischen CDU gemeinsam ein Papier mit folgender Botschaft vor: Heimatliebe und Patriotismus sind Kraftquellen der Gesellschaft. Vor Jahren hätte man für diesen Satz heftige Häme einzustecken gehabt, nun klingt der Aufruf zur Wiederbelebung einer »Leit- und Rahmenkultur« wie der letzte Sireningesang jener, die im Lärm der Weltgeschichte unterzugehen drohen, weil die Basslinie der Zivilität durch die Wiedererweckung des Nationalismus und Nationalchauvinismus peu à peu nach unten verschoben wird.

Die in diesem Buch vorliegenden Betrachtungen, Gedankensplitter und Fragmente setzen sich zum Ziel, den Begriff der Heimat auf der Basis seiner Landläufigkeit zeitgemäß zu durchdenken und womöglich neu zu verstehen. Sie streben die Erkundung des Ungefähren mittels des Konkreten an, was ein ambitionöses Unterfangen ist. Nach der Bestimmung von Heimat als Sehnsucht und Gefühl führt der Weg zur

Reproduktion des Heimatbezugs als Erinnerungsleistung des Gehirns. Der Pfad führt fort in den Transzendenzraum der Religion, die den nach Vertrauen suchenden Menschen ebenso beheimatet wie die bloße Natur und die konstruierte Nation, um deren Politik und Mythen es im zweiten Teil des Buches gehen wird. Nationalismus als politisierter Heimatschutz gegen die scheinbare oder empfundene Überfremdung Abertausender Wanderer auf der Flucht vor Tod und Elend führt zur Erörterung des Kampfs um Heimat als Konflikt der Kulturen am Beispiel des Kopftuchs. Kann Herkunft Identität stiften, oder gibt es nur den Plural der Identitäten? Im dritten Teil entfaltet sich schließlich das Spannungsverhältnis zwischen Integration und Identität. Unserer Tage, da eine große Krise der Zivilität festgestellt werden muss, wird Heimat aufgerüstet zum politischen Kampfbegriff, der das Eigene gegen das Schicksal des Fremden verteidigt, ohne dass abschließend geklärt wäre, was das Eigene eigentlich ist. Mit dem Versuch, die Zeichen einer neuen Zeit zu lesen und andere Heimat-Formationen aufzuspüren, sowie mit dem Plädoyer, Heimat als Idee eines neuen Gesellschaftsvertrags zu begreifen, enden diese Untersuchungen eines Phantomschmerzes keineswegs im luftleeren Raum, sondern auf dem bodenharten Grund dessen, was der Fall ist.

Was also könnte Heimat sein? Der lokale Boden, auf dem wir geboren sind? Die Region, aus der wir stammen? Muss von Heimat künftig nicht vielmehr im Plural gesprochen werden? Entstehen dieser Tage nicht zahllose neue Heimaten durch eine in ihrem Ausmaß bislang nicht für möglich gehaltene Wanderschaft des »Fremden«, das uns fremd ist, weil wir nicht mehr wissen, was das Eigene sein soll? Wer gehört wohin? Welchem Raum fühlen wir uns zugehörig?

Verstehen wir unter Heimat notwendig eine territorial definierte Gebietskörperschaft? Oder Menschen, die uns nah sind? Oder eine Familie? Die Sprachgemeinschaft? Die Protestgruppe? Die Sharing-Community? Das Netzwerk? Und was wäre die Basis einer, *unserer* Heimat: Die gemeinsame Ethnie? Die einheitliche Religion? Der Interessenverbund?

Um Heimat zu begreifen, muss man den Begriff vom Verhängnis seiner Assoziationen ebenso freisprechen wie vom Kitsch seiner nostalgiesatten Verklärbarkeit. In jedem Fall ist Heimat eine hochemotionale Angelegenheit: Sie vereint Schmerz und Liebe, Trauer und Pathos, und vielleicht vermag nichts eine Biografie mehr zu prägen als die lebenslange Sehnsucht nach der verschwundenen, aufgegebenen, verlorenen, geraubten, alles in allem: nicht mehr auffindbaren Heimat. Als wäre sie der unverstummbare Resonanzraum eines Kirchturmglöckenschlags an einem sich ohne Weiteres von selbst verstehenden Ort. Aber nein, kein Ort versteht sich mehr von selbst. Darin mag die Tragik der späten Moderne liegen – oder die Verheißung einer Welt ohne Grenzen.

Zufall und Wahlfall

Heimat ist der Zu-Fall. Sie fällt uns zu und ist immer schon da. Wir können unsere Heimat nicht verantworten, wie wir auch nichts können für das Faktum unserer Geburt. Der Mensch kann seine primäre Heimat nicht wählen, was er wählt, ist ein Zuhause. Oder eine zweite, dritte, vierte Wahlheimat. Heimat ist Schicksal, wohingegen Wahlheimat das Ergebnis einer Befreiung vom Schicksal der Heimat ist; die gewählte Heimat ist frei vom Verhängnis einer auferlegten

Identitätszuschreibung, Heimat hingegen trägt manchmal schwer an der Unfreiheit einer nicht gehabten Wahl, an diesem Ort in dieser Zeit geboren worden zu sein (lassen wir für einen Moment jene außer Betracht, die kurz nach ihrer Geburt mit den Eltern an einen anderen Ort gezogen sind).

Wenn Heimat wahlfrei unser Selbst begründet, speist sich dieses Selbst aus dem Zufallensein an einen nicht gewählten Ort, von dem wir, ob wir wollen oder nicht, unser ganzes Leben lang herkommen und, mehr oder weniger stark, geprägt sein werden. Jede Biografie gründet also in Heimat. Durch die Biografie schreibt der Einzelne sein Leben einem Ort ein. Oder anders: Der Ort schreibt sich dem jeweiligen Menschen ein. Als Geburtsort ist Heimat ein untilgbares Faktum und als Beginn einer Biografie nicht auslöschar. Der Beginn der eigenen Verortung ist meist physisch, leiblich, materiell; er kann aber genauso psychisch, mental oder virtuell sein.

Alles lässt sich tilgen, nicht aber die Bindung an den Ursprung unserer selbst am Ort der Untilgbarkeit. Die Koordinate des Ursprungs führt Heimat, Herkunft und Raum sehr nahe zu einer möglichen Identität zusammen. Heimat und Herkunft sind subjektiv wahr, denn Heimat ist immer die *eigene*, ist immer *meine*: der Boden, von dem ich komme, die Familie, von der ich abstamme, der Stamm, an dem ich gewachsen bin. Was hier und jetzt bereits feststeht: In der Heimat steckt immer auch ein Machtverhältnis, weil der Zufall Fremdbestimmung bedeutet. Man ist dem Zufall wahllos ausgeliefert und kann ihn durch kein Handeln steuern. Was einem Menschen ohne Wahl zufällt, beherrscht ihn auch. Er kann sich dagegen wehren und sträuben, gewiss, er kann jammern und leiden, aber er wird seine heimatliche Herkunft nie besiegen, selbst wenn er seine Heimat im Rückblick hasst, verachtet oder ignoriert. In letztem Fall

hätte er ein Negativverhältnis zur Heimat, die aber auch dann sein Bezugspunkt bleibt. Heimat ist der Herrschaftsraum der Möglichkeit persönlicher Freiheit aus der Unfreiheit ihres Zufalls. Nach Wittgenstein ist die Welt all das, was der Fall ist. Der Zu-Fall der Heimat ist nicht der Fall, aber er steht am Beginn *meiner* Welt.

Die große Rede der sich jeder eindeutigen Erzählung verweigernden Gegenwart ist das Narrativ von der Einheit des Vielen. Das Narrativ ist eine Bekundung, ein Muster beglaubigter Zeichen. Das große Außerhalb meines kleinen Selbst ist zersplittert, die Lebenswelt segmentiert, die Gesellschaft fragmentiert, das Ganze eine Illusion und kein notwendiger Zusammenhang mehr. Netzwerk-Verbände sind flexibler als Totalitäten, Projekte gängiger als Programme. Frei flottieren Zeichen und Bedeutungen, rasen Bits und Bytes, rauschen und funken Teilchen durch den Äther. Für jede Wahrnehmung existiert eine bereits gemachte Erfahrung, für jedes abgerufene Erlebnis gibt es ein Bild. Jedes Bild wiederum ist das Surrogat für ein nicht erlebtes Ereignis. Das Einzige, was einem immerzu bleibt, während alles andere allen anderen gehört, ist die eigene Heimat. Das adelt die jeweilige Heimat zur Einzigartigkeit. Die ureigene Geschichte jedes Individuums ist also die Konstruktion einer Erzählung über die eigene Herkunft. Ich bin der Auto-Ethnologe meiner Herkunft; durch *mich* spricht *meine* Heimat. Oder anders: Ich spreche als Resultat meiner Heimat.

So gut wie alle Wissenschaften vom Menschen – vornehmlich die Cultural Studies, Anthropologie und Geschichtswissenschaft – sind sich einig darin, wie der italienische Literaturwissenschaftler Daniele Giglioli vermerkt hat, dass die Identität eines Menschen in der Erzählung besteht, die ihm aus sich zu machen gelingt. Eine Person ist ihre Geschichte, und Heimat ist das Narrativ dieser Geschichte. Nur

in der Schilderung *meiner* Realität erlangt die Geschichte meiner Person Glaubwürdigkeit. Nur über das Narrativ wird Herkunft zur Identität. Nein, genauer gesagt, ist die Identität selbst das Narrativ: Ich bin, was ich von mir erzähle.

Freiheit durch Erinnerung

Die Kirchturmglöcken, die Wiese. Die Straße, der Rasen mähende Vater. Der schmatzende Kies, das rote Cabrio, die Propellermaschine überm See, das Mädchen. Plötzlich ist meine Vergangenheit allgemeine Gegenwart. Die Zeit ist aufgehoben, der Raum verlassen. Ich bin jetzt der Gegenwärtige, durch den die Vergangenheit hindurchtönt. Ich gehe an einer gerade gemähten Wiese vorbei, da springt, blitzlichtartig, das Bild auf und friert vier, fünf Sekunden ein. Entgegen meiner Absicht und wider Willen sehe ich mich auf der Wiese vor dem Haus, als wären 30 Lebensjahre getilgt. Ich höre eine Propellermaschine, obwohl keine am Himmel ist. Ich rieche den See, obwohl in diesem Augenblick keiner vorhanden ist. Ich sehe die Berge und höre die Kirchturmglöcke schlagen und warte auf das Auto des Vaters. Dann springt etwas wie auf einen anderen Vorführapparat über, und plötzlich ist das Mädchen zu sehen, das am Geländer einer Terrasse lehnt und über den großen Garten blickt. Grillen sind zu hören, obwohl in diesem Augenblick keine vernehmbar sind. Ich höre das Schmatzen des Kieses, auf dem ein roter Golf einfährt, und die Glocken schlagen vier- und drei- oder sechsmal. Im Hintergrund erhebt sich die alpine Landschaft, obwohl in diesem Moment nichts außer Stadt, Straßen und Häusern zu sehen ist.